

## Jose, der Caucher.

### I.

Nur Zeit als Westindien noch unter spanischer Oberhoheit stand, war der Hafen von San Blas — an der Mündung des kalifornischen Meerbusens auf der Seite von Kalisco — die Waarenniederlage der Philippinischen Inseln. Reich beladene Schiffe mit Seide aus China und herrlichem Gewürze aus dem Orient, drängten sich auf die Rhede. Eine geschäftige Menge wogte durch die Straßen, denn die wohlversehenen Arsenale, die immerwährende Thätigkeit auf den Bauplätzen, alles machte, daß San Blas einer der bedeutendsten Plätze auf der Südseite war. Jetzt ist aller dieser Glanz verschwunden. San Blas enthält nur noch die Spuren seiner Bauplätze, Ueberreste von den Arsenalen und wenige Ueberbleibsel der Bevölkerung, mit einem Worte nur noch die Erinnerung an seinen früheren Handel und seine eigenthümliche Lage.

Die Stadt zerfällt in zwei Theile: die obere oder die untere Stadt oder der Strand. Von einem vorstehenden Felsen, wo die Kommandantur erbaut ist, bietet sich dem Auge eine der melancholischsten und zugleich schönsten Ansichten dar; denn auf der einen Seite erblickt man die obere Stadt, welche still, öde, traurig und finster wie alles Große, das mit der vorrückenden Zeit nach und nach in Trümmern zerfällt, daliegt; auf der andern Seite erblickt man einen dichten, grünen Wald, dessen junge Baumgipfel sich zu dem Fundamente der Kommandantur wie eine grüne Welle bis zum Strande hinab hinziehen. Ein Schlangenpfad, sich da verlierend und dort wieder zu Tage kommend, windet sich inmitten der Bäume bis zum Meeresstrande. Hier aber zwischen Palm- und Pisangsträuchern und im Schatten der Cocosnußbäume erheben sich von allen Seiten Hütten von Bambusrohr bis fast unmerklich die hohe Meeresfluth den Fuß derselben bespült, indem sich die Wellen im Widerscheine des Himmels wie ein Azurspiegel heranwälzen. Hier und dort erblickt man einzelne lachende Inseln im goldenen Sonnenschein wie Sträuße von bunten Seeblumen, große Felsen erheben sich gleich den Bernsteinpyramiden und einzelne Fischerboote, welche in der Ferne durch die Wellen gleiten, lassen ihre weißen Flaggen in dem dunklen Glanze der Sonne leuchten.

Jetzt sind es mehrere Jahre her, seitdem ich in San Blas war; von Vera Cruz aus ging ich dahin unter Segel. Die Sonne war im Untergehen als San Blas sichtbar wurde und ich in den Kanal zwischen Cerralbo und Espiritu Santo einfuhr. Nichts kann trauriger sein als der Anblick dieser beiden Inseln, an deren dunklen Felsen die Wogen schäumend branden. Für gewöhnlich sind jetzt die Inseln ziemlich verlassen, aber in den Monaten Juni und Juli, wo hier Perlenfischerei stattfindet, sind sie sehr stark bevölkert und man kann dann sehr gute Geschäfte auf dem Plage machen. Es war Ende Juni als ich hier anlangte.

Bereits konnten wir einzelne Hütten und kleine Fahrzeuge, die an Felsenvorsprüngen befestigt waren, unterscheiden, als sich plötzlich zwei schmale Boote auf der See zeigten, jedes von einem Manne gerudert, wovon das Eine das Andere zu verfolgen schien. Sie hatten ihren Cours von der Insel Cerralbo nach der benachbarten Insel, und wir konnten deutlich ein Geschrei von einer großen Menge versammelter Leute am Strande vernehmen, welche an diesem Schauspieler den lebhaftesten Antheil nahmen. Dasselbe galt auch von der Schiffsequipe, denn die Matrosen erstiegen sogar die

Marsraa, um besser sehen zu können und die übrigen Offiziere verfolgten, bewaffnet mit ihren Ferngläsern, eifrig den Verfolg der Sache.

Da rief mit seiner kräftigen Stimme unser erster Steuermann: „Er ist verloren!“

„Wer?“ fragte ich.

„Nun! der, welcher flieht.“

„Warum glauben Sie das?“

„Weil ihn José verfolgt!“

Ich wollte näheren Aufschluß über das mir Mitgetheilte und völlig Unerklärliche haben, doch den Steuermann interessirte das Resultat des Wettlaufs viel zu sehr, um erst meine weiteren Fragen abzuwarten, indem er sich auf die Wandten des Fockmastes luvswärts postirt hatte. Unser Schiff kam während dem immer näher den beiden Wettkämpfern und ich sah nun deutlich wie der Vordere oder Fliehende, dahin strebte, eine kleine, zwischen Felsen gelegene Bucht zu erreichen. Mit unübertrefflicher Schnelle eilten die beiden kleinen Boote über den Spiegel des Meeres dahin, und da ersterer, wenn er sein Vorhaben ausführen wollte, im rechten Winkel sich gegen die Bucht wenden mußte, so vollführte er dies Manöver mit der größten Gewandtheit und Klugheit. Doch José, die Falle erkennend, die ihm sein gewandter Gegner stellte, folgte ihm nicht in dieser Richtung, vergrößerte die Distanz zwischen sich und ihm und wandte sich in den Kanal. Der Verfolgte bemerkte diese Bewegung mit nicht geringer Aengstlichkeit und verdoppelte nun seine Anstrengungen. Allein er hatte gegen eine reißende Strömung zu kämpfen und sein Boot trieb merklich ab. José jedoch richtete den Lauf seines Fahrzeugs, nachdem er einen Halbkreis beschrieben hatte, in der Diagonale gegen jene Bucht und suchte nun dieselbe eher als der Flüchtende zu erreichen. Nachdem die Angelegenheit auf diesem Punkte stand, war es nur noch ein Kampf der Schnelligkeit, ein Kampf, in dem José den offenbaren Vortheil durch die Strömung zwischen beiden Inseln hatte.

Da sagte der Botsmann: „Jetzt bleibt dem Narren nichts mehr übrig, als sich zu ergeben, anstatt unnöthiger Weise sich noch anzustrengen.“

Sei es Entmuthigung oder Erschlaffung von Seiten des armen Burschen, von dem gesprochen wurde, er ruderte jetzt mit etwas mehr Bequemlichkeit und wandte sich nur zeitweise um, um die Fortschritte seines Gegners sich immer vergrößern zu sehen. In dem Augenblicke, wo mit jedem Ruderschlage sich das Boot seines Gegners mehr und mehr näherte, und auf dem Punkte stand, ihn zu erreichen, schien er plötzlich einen verzweifelten Entschluß gefaßt zu haben, denn er stellte sich am Bordertheil seines Schiffchens und sah aufmerksam in die Wellen.

„Ist er närrisch!“ — rief unser Steuermann — „daß er glaubt, dem besten Taucher, den man weit und breit kennt, entfliehen zu können, wenn er sich in's Meer stürzt?“

Und doch schien dies das einzige Rettungsmittel für ihn zu sein, besonders da die Nacht jetzt vorrückte, und die Wellen einen dunkleren Glanz bekamen. War also wirklich der Grund seiner Flucht der Art, daß er sich lieber der Gefahr aussetzte, den Haifischen, die in allen Meeren der heißen Zone sich in reichlicher Menge aufhalten, zu begegnen, so war jetzt der günstige Zeitpunkt da. Aber er hatte keine Minute mehr zu verlieren, denn José ruderte rasch heran und mußte mit wenigen Ruderschlägen Bord an Bord mit dem Flüchtling zusammenstoßen. Demnach maß er noch einmal die kleine Distanz, die ihn von seinem Verfolger trennte und sprang mit Blitzschnelle in die See, deren Fluthen sich eben so rasch theilten und über ihm zusammenschlossen. José ließ sogleich sein Ruder ruhen, trat rasch zum Bordertheil seines Bootes, ergriff mit der einen Hand ein Netz, das den Tauchern dazu dient, die Muscheln zu sammeln,

die an den Felsenbänken hängen, und mit der andern einen langen Strick, und ohne sich im geringsten länger aufzuhalten, stürzte er sich damit in die Fluthen.

Auf den Felsen der Insel Cerralbo standen eine Menge Neugieriger, welche ängstlich diesem Schauspiel zusahen, während an Bord unseres Fahrzeuges unter allen eine große Spannung über den Ausgang der Sache vorherrschte. Kaum war eine Minute so verfloßen, als sich an der Oberfläche des Wassers ein Kopf zeigte. Es war der des Flüchtigen. Mit der letzten Kraft der Verzweiflung schwamm er gegen Espiritu Santo. Plötzlich war es, als ob ihn ein Wirbel erfaßte und ihn hinabrisse und — er verschwand. Schaum und krause Wellen, welche dort in die Höhe stiegen, wo er versank, ließen vermuthen, daß ein Kampf unter dem Wasser stattfinde. Ob dieser aber zwischen José und ihm, oder einem jener Ungeheuer des Meeres, — bei deren Anblick, wenn man sich auch sicher am Bord befindet, schon das Blut gerinnt, — stattfand, war noch unentschieden. Da aber die Schaumwellen fort dauerten und noch immer kein Blut sie färbte, so wurden die Zuschauer ruhiger. Endlich theilte sich der Wasserspiegel abermals, ein Kopf kam zum Vorschein und dann ein zweiter; der Erste war José, der Andere der Flüchtling, und man bemerkte jetzt, daß sich der Letztere nur allein mit Hilfe seiner Beine über dem Wasser erhielt, da der Strick José's dreimal um seine Arme und seinen Leib geschlungen war. Diese ausgezeichnete geschickte That, welche unter den Wogen vollführt worden, erregte sowohl am Bord unseres Schiffes, wie auch am Ufer ein lebhaftes Beifallsgeschrei, unter das sich der Ruf „viva José! que Viva!“ mischte.

„Habe ich es nicht gesagt — sprach der Steuermann — wen José verfolgt, der ist verloren!“

Da nun die Nacht rasch einbrach, konnte ich die Fortsetzung dieser Scene nicht weiter verfolgen; ich hörte nur noch nach wenigen Augenblicken ein klägliches Geschrei, untermischt mit spöttischem Lachen, das von der Seite des Ufers herkam, unterschied hierauf das dumpfe Gemurmel eines Kampfes von einem mit mehreren und endlich wurde alles still.

Als unser Schiff auf Halb-Kanonenschußweite vom Ufer der Insel Cerralbo ankam, rasselte der Anker in die Tiefe. Auch für die Bevölkerung der Insel war die Ruhestunde gekommen, um sich zu erholen von dem mannigfachen Gefahren und Mühseligkeiten des Tages, denn die meisten derselben sind Laucher. Der fahle Schein des Mondes warf bald seine Strahlen auf den bewegten Spiegel des Meeres, dessen längliche Wellen sich mit eintönigem Geräusche an dem mit Muscheln besäeten Strande brachen, so daß man glauben konnte, er sei vollkommen verlassen, so öde und ruhig sah er aus.

## II.

Die Insel Cerralbo und Espiritu Santo sind schon seit langen Jahren in ganz Californien wegen ihrer Riffe mit Perlenaußern und wegen der Caretschildkröten bekannt, welche letztere man hier in großer Menge findet und deren Schalen vielfach benützt und verwerthet. Ein spanischer Soldat, der nach langen Abentheuern hierher kam, entdeckte die Perlenbank (placer) und erwarb sich dadurch einen Reichthum von mehr denn 300,000 Doll. Seit dieser Zeit werden diese placer immer im Juni und Juli entleert.

Perlen sind der größte und Hauptartikel im Handel der Amerikaner, und gerade jetzt fand die Perlenfischerei hier statt. Zwei Dinge reizten besonders meine Theilnahme, einmal die Art der Perलगewinnung, und dann die Aufklärung jener sonder-

baren Scene, welche mich so sehr überrascht, noch ehe ich Cerralbo erreichte, weil ich voraussetzte, daß dieser José jedenfalls auch ein Perlentaucher sei.

Was nun die Perलगewinnung anbetrifft, so verhält es sich damit folgend: Wenn durch einen Zufall oder eine Nachsuchung eine Gold- oder Silbermine entdeckt wird, so muß man dem Gouverneur davon Anzeige machen und dieser ertheilt dann dem Entdecker das Privilegium zur Ausbeutung während der Dauer eines Jahres und eines Tages, wenn derselbe weder ein Fremder, ein Soldat oder ein Priester ist. Nach Verlauf dieser Zeit fällt das Privilegium an den Staat zurück. Diese Förmlichkeiten werden auch bei den Perlenbänken mit nur wenig Ausnahmen beobachtet; sind sie nun beseitigt, so denkt man zurück an die Vorkehrungen zur Fischerei.

Die Eigenthümer eines solchen placer, der ausgefischt werden soll, werben unter den indischen Volksstämmen des Festlandes, Californien und Sonora — das ersterem gegenüberliegt — die nöthige Zahl *bazos* (Taucher). Wie bei den Mineurs besteht auch der Lohn dieser Taucher in einem Theile der Güter, welche sie aus der Meeres-tiefe zu Tage fördern. Sobald daher die Fischerei beginnt, werden sie genau bewacht, denn es ist sehr leicht eine Perle von hohem Werthe zu entwenden. Der „Capataz“, oder der Chef einer Brigade führt dabei die Aufsicht, und gewöhnlich wählt man dazu einen solchen Menschen, dessen Körper- und Geisteskraft ihm Achtung oder Furcht bei seinen Kameraden erwirbt, weil diese Stellung ihm das Recht zu einer despotischen Oberherrschaft gibt. Alle Taucher führen ihre Familien mit sich und in deren Gefolge befinden sich auch die Zauberinnen aller jener verschiedenen Volksstämme, aus denen die Taucher geworben wurden. Die Zauberinnen müssen die Haifische besprechen, um dadurch deren Wildheit und Gefräßigkeit einzuschläfern; dieses auf den Aberglauben der Indianer gestützte Amt ist sicherlich das bequemste und gefahrloseste bei der Perlen-fischerei. Die „rescatadores“ (Mäkler) begeben sich gewöhnlich an die „buceo“ (Fischerei), um gegen Bezahlung Perlen einzuhandeln. Andere Spekulantem eröffnen nun ihre „tendajos“ (Schenken) oder „casas departida“ (Spielhäuser). Gleichzeitig mit der Perlenfaison ist auch jene der Schildkrötenschalen eröffnet, welche eine Menge von Fahrzeugen nach Cerralbo und Espiritu Santo zieht, und so findet man während dieser beiden Monate eine große Menge von Menschen hier versammelt, während sonst die Inseln jetzt ziemlich verlassen daliegen. Sobald also in jedem Jahre die Taucher hier ankommen und ihre Hütten ausbessern oder sich neue erbauen, beginnt auch das rege und geschäftige Treiben hierselbst.

Die für die Fischerei bestimmten Boote enthalten die Ruderer und die Taucher, welche letztere sich einzeln in das Meer werfen und untertauchen, währenddem der Andere ausruht. Dies geschieht immer abwechselnd. Zum schnelleren Untertauchen dient eine Schnur, an deren unterem Ende ein Stein befestigt ist, indem sie den Fuß auf den Stein setzen und die Schnur zwischen den großen und nächsten Zehen klemmen, fahren sie damit rasch in die Tiefe, während das obere Ende am Boote befestigt wird, und dazu dient, ihnen das in die Höbekommen zu erleichtern, da sie durch die auf dem Meeresgrunde in einer Tiefe von 10–12 Klaftern gesammelten Perlenmuscheln um vieles schwerer sind. Diese Muscheln verwahren sie in einem Netz, das sie wie einen Schurz tragen. Es ist aber nichts Seltenes, daß diese Menschen 3–4 Minuten in der Tiefe verweilen, und dann ganz erschöpft heraufkommen, was sie jedoch nicht abhält, 40–50 Mal an einem Morgen unterzutauchen.

Die besten Taucher sind die Hiaquis-Indianer, welche am Flusse gleichen Namens, nahe bei Guaymas wohnen, denn allgemein gibt man ihnen den Vorzug wegen ihrer Gewandtheit und Unererschrockenheit. So sehr sich auch die Haifische in großer Zahl

bei diesen Fischereien einfinden — wie überhaupt in allen besuchten Orten dieser Gegend — so tauchen doch diese Hiaquis mit einer Kühnheit hinab, die in dem Zuschauer ein Grauen und Zittern erregt, noch mehr aber, wenn man die einzige Waffe kennt, die sie als Abwehr dieser Meerungethüme mit sich führen. Dies ist weiter nichts als ein Stück Holz, dessen beide Enden zugespitzt und im Feuer gehärtet sind, und das sie an dem Gürtel ihrer Lederhosen befestigt haben. Diese Waffe heißt „estaca.“ Wenn der Haiisch seine Beute erfassen will, so muß er sich vermöge seine Konstruktion auf den Rücken legen, diesen Augenblick erwählt nun der Taucher, um den Pfahl in den Rücken seines Feindes zu stoßen, wodurch dieser verhindert wird, denselben wieder zu schließen. Wenn schon der gewöhnliche Haiisch, den die Taucher nur sehr wenig fürchten, Angst und Grauen bei jedem Menschen erregt, so erregt doch eine Art derselben „tintorera“ genannt, ein desto größeres Entsetzen, sobald er erblickt wird.

Wenn der Abend naht, werden die erbeuteten Muscheln am Ufer ausgebreitet bis sie sich unter der Obhut der Chefs der Corporationen von selbst öffnen, welches durch die Fäulniß geschieht. Sodann schreitet man, ähnlich wie bei Goldsand, zum Waschen; die Masse kommt in hölzerne Tröge, wird tüchtig geschüttelt, worauf man alsdann die Perlen ausucht. Jene Perlen, welche man auf der ganzen Küste von Californien, bei Paz, Loreto u. s. f. sichtet, zeichnen sich nicht wie die indischen durch die Reinheit ihrer Farbe und Klarheit ihres Wassers aus; ihre Farbe ist gewöhnlich bläulich, die größeren aber schimmern schwärzlich-violett und haben beinahe eine Birnenform. Dennoch sind sie werthvoll und besonders zur Trauer anwendbar. So z. B. ist es in der Republik Mexiko durchgängig eingeführt, daß jede nur einigermaßen reiche Frau ihren Perlen Schmuck hat, und alle diese Perlen kommen von Californien, weshalb man sich leicht denken kann, mit welchem Eifer diese gesucht werden, und welche Menge Spekulantensich diesem Handel hingeben.

Sobald diese zweimonatliche Fischerei beendigt ist, kehren die Meisten dieser Leute in ihren Fahrzeugen zurück. Die Indianer gehen in die Städte, um ihre Arme zu verdienen, die Zauberinnen erzählen ihren Volksstämmen von der ausgeübten Macht ihres Einflusses, die Mescatadores wandern von Ort zu Ort, um ihre Einkäufe zu verwerthen, die Schenkwirthe schlagen ihre Wirtschaft wo anders auf, die Spielhalter ihre Spielbanken und endlich die Schildkrötenfischer bringen ihre Ernte nach Hause, und vereinsamt sind beide Inseln bis zur nächsten Saison, währenddem der geheimnißvolle Akt der Perlenbildung wieder vor sich geht und eine Menge von Perlenmutter auf dem Ufer herumliegt. — Anfänglich setzten sogar die Schiffer einen Preis aus, um das Ufer von diesem Ballast zu befreien, vor etwa 10 Jahren zahlte man schon 2 Pfd. Sterl. für das Faß und jetzt macht die Regierung Spekulation damit.

### III.

Bei meiner Ankunft auf Cerralbo und Espiritu Santo war die Fischerei im eifrigsten Betriebe, denn als ich am nächsten Morgen auf das Verdeck kam, erblickte mein Auge ein Schauspiel der lebendigsten Thätigkeit: eine große Anzahl von Booten mit Flaggen von verschiedenen Farben bedeckten den Spiegel des Meeres, die einen unbeweglich stillhaltend, die andern herumfahrend. Auf einigen waren jene, welche hinabtauchten, auf anderen Fischer, welche in die See gingen, um Schildkröten schlafend auf den Meereswogen zu ertappen, während andere wieder an entlegenen Stellen der Inseln Netze aufstellten, um Schildkröten zu fangen, wenn sie kämen um Seegras auf dem Meeresgrunde abzuweiden. Bei den Tauchern sah man von Minute zu Minute die Köpfe unter dem Wasser verschwinden, dann wieder mit ermatteten Augen und Zügen und erschlafften Glied-

bern emporkommen; ferner wie sie in die Böte stiegen, ihre gesammelten Muscheln niederlegten, und sich einen Augenblick ermattet niederkauerten bis die Kameraden, die mit ihnen gewechselt hatten, wieder zurückkamen, worauf sie von Neuem ihr gefährliches Geschäft begannen. Hierbei bemerkte ich öfter, wie sie sich einzelne Blutstropfen abwischten, welche durch das zu lange Verhalten des Athems aus Ohren und Nase herausgedrungen waren. Zeitweise zeigten sich auf den Felsengipfeln der Vorgebirge mehrere alte Weiber, häßlich wie die Nacht und kaum bekleidet, die indischen Zauberinnen. Sie breiteten ihre dürrn Arme über die Fluthen aus und murmelten oder sangen geheimnißvolle Worte zur Bezähmung der Haifische. Das Ganze bot ein eigenthümliches, höchst interessantes Bild, nur manchmal unterbrochen von Signalarufen, sobald sich eine Haifischflotte blicken ließ, die vom dornigen Rückgrate des Hai über Wasser in die Höhe steht.

Ich fuhr zu Lande und der erste Anblick der Insel war nicht sehr angenehm, indem ich in ein Städtchen trat, das aus Hütten, theils von den Bretern, Bootüberresten, Bambusrohr, oder Palmstämmen erbaut, in einiger Entfernung vom Meere stand. Auf dem Strande erblickte ich ein geschäftiges Treiben, eine große Menge von Muschelüberresten des vergangenen Jahres und etwas entfernt kochten die Bewohner lebende Schildkröten. — Auch besserte man Boote und Netze aus, härtete die „Astaca's,“ spize Harpunen, und die Thätigkeit am Lande kam jener zur See gleich.

Von selbst kam ich zu Betrachtungen über die Mühseligkeiten, welche der Erwerb einiger Luxusgegenstände erfordert. Wenn man bedenkt, wie diese Perlen und Perlmutter auf den Klippen des Meeres mittelst eines geheimnißvollen Aktes der Natur entstehen, wie sie aus den tiefsten Abgründen geholt werden, trotz den wie ihre Schätze sie bewachenden Haifischen, wie man sie endlich nach ihrer Verfaulung aus einer Masse, deren Ausdünstung oft tödtlich wirkt, hervorzieht, so muß man zittern, wie der Mensch allen diesen Gefahren zu trotzen wagt und zugleich staunen über die Fähigkeiten, die ihm die Natur verlieh.

Da ich gern in der Nähe des Strandes bleiben wollte, so war es nöthig, in irgend einer Hütte die Gastfreundschaft der Bewohner anzusprechen; es war aber nicht leicht, unter diesem Ansehen von Armuth und Elend die beste herauszufinden. Ein Lärm, welcher vom Meere herkam, setzte meiner Unentslossenheit Grenzen; denn obgleich die Stunde schon vorüber war, wo die Fischerei endete, so verweilten doch noch immer die Taucher auf ihren Böten. Ich sah wie sie sich mit gespannter Erwartung alle vorbeugten, den Blick auf einen Punkt gerichtet, nicht fern von dem Perlenriff, das man eben ausbeutete. Auf den Berggipfeln erhoben sich die Zauberinnen und schrien mit lauter Stimme in einer fremden Sprache ihre Beschwörungen auf's Meer hinaus. Plötzlich erhoben auch die Fischer ein lautes Geschrei, denn ein Haifisch von schrecklicher Größe, dessen Finne über dem Seespiegel sich zeigte, nahte mit großer Schnelle.

„Das ist ein „Tintorera“ — sagte ein neben mir stehender Mexikaner — und wenn ein anderer Taucher als gerade der, den Sie dort in der See sehen, sich jetzt in dessen verzweifelter Lage befände, so wäre es um ihn geschehen. Doch dieser fürchtet sich nicht, und er wird ihn abfertigen wie der Botete.“ (Ein giftiger Fisch, der in der Luft aufschwillt und dann zerplatzt.)

„Wer ist der Unglückliche, der sich in diesem Augenblicke unter'm Wasser befindet.“

„Es ist José der Taucher!“

Es war das zweite Mal, daß mir dieser Name auf solche Art genannt wurde, und jetzt, wo die Umstände so gefährlich für ihn waren, erweckte er in mir ein nicht geringes Interesse. In demselben Augenblicke fuhr der Taucher wie ein Pfeil an dem Seile hinauf in das Boot, an dem dasselbe befestigt war; aber fast zu gleicher Zeit durchbiß auch der Hai das Seil mit seinen Zähnen. Eine Secunde später und José war zerrissen! Freuden-

geschrei, Vivats- und Beifallsrufe tönten zum Taucher hinüber, der alles als verdienten Tribut aufnahm, aber doch geschmeichelt dadurch ward, wie man aus dem Aufblasen seiner Nasenlöcher und dem Ausdrücke einer stolzen Verachtung, mit der sein Auge dem Feinde folgte, entnehmen konnte.

Es war nicht Furcht, die José vor seinem Feinde fliehen hieß, sondern ein gewisses Etwas am Ufer, eine junge Frau, welche unbeweglich und fast dem Hinfinken nahe, dort stand, und einen Blick José's, denn er ihr zusandte, sagte deutlich, warum sein Stolz dieses Opfer brachte.

Da sagte der neben mir stehende Mexikaner seufzend: „Es ist jetzt ein Jahr, wo wir hier vom Strande aus einen Kampf zwischen José und einem Haifisch zusahen; dann hatte er zu derselben Zeit einen Lintorera getödtet um einen Freund zu retten. Doch damals war er noch nicht verheirathet! Soll ich Ihnen, Signor, die Geschichte erzählen? Sie ist sehr komisch!“

„Ich danke sehr, und will sie lieber von ihm selbst hören, indem ich ihn um Gastfreundschaft für diese Nacht anspreche.“

#### IV.

José war gelandet und ich trat zu ihm mit der Bitte, mich für eine Nacht in seiner Hütte zu beherbergen, die er freundlich gewährte. Seine Hütte lag ziemlich weit von den übrigen entfernt, fast am Ende von Cerralbo in einer Felsenkluft, in welcher Kaktus und Aloe üppig empor wuchsen und oben auf den Felshöhen die Seevögel nisteten. Vom Dache seiner Hütte genoß man die weite Aussicht über den Hafenplatz und das Meer, man erblickte noch mehr entfernt die steilen Ufer von Espiritu santo und hörte das dumpfe Getöse der brechenden Wellen.

In diese Wildniß führte mich mein neuer Wirth, ohne daß man in seinem Benehmen nur das Geringsste bemerkt hätte, was auf die Gefahr hinwies, der er erst eben entronnen.

José war ein Mischling, sein Vater ein Indier, seine Mutter eine Weiße. Von seinem Vater hatte er die kupfrige Hautfarbe ererbt; sonst war er von mittlerer Größe, seine Hände fast zu zierlich gestaltet; allein seine Schultern waren breit, seine Lenden schmal und die nervige Magerkeit zeugte in Vereinigung mit diesen Eigenschaften von der physischen Kraft dieses Menschen, die sich wahrscheinlich auf eine moralische gründete.

Als wir in die Hütte traten, fanden wir jene junge Frau, welche auf dem Felsen gestanden, beschäftigt, unser Abendessen zu bereiten, nämlich die Kost eines indischen Fischers: eine Schildkröte, welcher man den Brustschild abgerissen hatte, und die jetzt mit einigem Geräusch in Ihrem Rückenschilde bratete. Es ist dies ein sehr schmackhaftes Gericht, da es mit Pfeffer, Citronen und Gewürznägelein zubereitet wird und wir thaten ihm die möglichste Ehre an. Eine Flasche Meskal von Torquila, welche ich mitgebracht hatte, fand auch José nach seinem Geschmacke, ja sie bewirkte sogar eine angenehme Vertraulichkeit unter uns. Bald war es finstere Nacht und eine Lampe, gefüllt mit Schildkrötenöl, nährte nur ein mäßig flackerndes Licht. Die junge Frau, welche in der naiven Stellung der indischen Frauen dasaß, hörte auf unsere Unterhaltung. Durch die offene Thür sahen wir das Meer, wie es seine vom Strahlenglanze erleuchteten Wellen gegen den Hafenplatz rollte, wodurch der Ort und die Stunde selbst nur noch geeigneter zur Erzählung von ergreifenden Jagd- und Seeabenteuern wurde. Da sagte ich zu meinem Wirth: „Kein Mensch hat noch je meine Neugier so erregt als Ihr, José.“

Dieser sah mich anfänglich erstaunt an und sagte dann mit einer Art Verachtung: „Sie sprechen wahrscheinlich von der Lintorera, welcher ich entgangen bin? Dabei ist nichts Merkwürdiges, das kommt häufig vor.“

„Zugegeben. Doch was that Euch jener Unglückliche, den Ihr bei meiner Ankunft verfolgtet und . . .“

„Mir selbst nichts — unterbrach er mich lachend. — Allein er hatte eine Perle von großem Werthe entwendet und wollte sie als sein Eigenthum nach Espiritu Santo mitnehmen, die ich ihm als „Capataz“ entreißen mußte.“

„Das war aber keine leichte Sache, wie ich sah.“

„Pah! Sie werden auch bemerkt haben, wie ich ihm unter der See die Arme gebunden hatte und trotz seinem Geschrei, brachte später eine gute Dosis Schildkrötenfett seine Herstellung rasch zu Stande. — Das ist ein Fall, der ebenfalls sehr häufig vorkommt.“

„Doch zu den allersehrsten Fällen dürfte es gehören mit einem Tintorera, um eines andern Leben willen, in der See zu kämpfen!“ warf ich hin.

Bei diesen Worten erzitterte die junge Indianerin und aus ihrer unverkennbaren Gemüthsbewegung ging hervor, daß meine unbesonnene Erwähnung irgend eine traurige Erinnerung wieder aufgeweckt hatte. Auch José saß unbeweglich da, den bittenden Blick seines jungen Weibes mit Härte erwidern, endlich ihr Zeichen gebend, sich zu entfernen. Mit der Folgsamkeit einer Indianerin gehorchte sie und begab sich in ein anderes Gemach.

Kaum hatte sie sich entfernt, so verklärte ein Ausdruck wilder Freude das Gesicht Josés und er sagte: „Wie es kommt, weiß ich nicht; doch gerade heute fühle ich mich ganz besonders aufgelegt zu einem Geständniß!“ Bei diesen Worten trank er ein Glas Masfal aus und sprach dann weiter: „Nicht wahr, Sie werden in acht Tagen abreisen?“

„Vielleicht schon früher.“

„Gut, Sie sollen meine Geschichte wissen; folgen Sie mir!“

Als wir vor die Hütte getreten waren, blickte er zum Himmel und sagte: „Der Coromuel weht, nehmen Sie Platz auf diesem Baumstamm. So, hören Sie meine Geschichte. Es war im vorigen Jahre zur Fischzeit, als ich fast immer mit einem Manne zusammen kam, der, wie ich, ein Taucher war und vorgab, zu keiner Familie zu gehören; er nannte sich Rafael. Auf dem Waschplatze oder unter dem Wasser, kurz überall trafen wir uns, und diese häufigen Begegnungen erweckten bald in mir eine innige Freundschaft für ihn, besonders da ich ihn noch wegen seiner großen Gewandtheit achten mußte. Auch sein Muth stand dieser Gewandtheit nicht nach; denn die Haifische kümmerten ihn nicht, weil er — wie er mir sagte — einen eigenen Blick sie zu firiren oder einzuschüchtern hatte; kurz es war ein tüchtiger Taucher, ein gewandter Arbeiter und ein recht unterhaltender Kamerad.“

Eine Zeitlang ging alles gut, bis sich ein junges Mädchen mit ihrer Mutter in Espiritu Santo niederließ, welche ich bei einem Geschäft mit den Rescatadores zufällig zu sehen bekam. Ich verliebte mich sogleich leidenschaftlich in sie, und da mir ein nicht unbedeutender Ruf vorausging, so schien sie, wie ihre Mutter, mich nicht mit ungünstigen Augen anzusehen. Von nun an schwamm ich jedesmal sobald unsere Tagesarbeiten fertig waren, zur Insel hinüber und verließ jedesmal Nachts um ein Uhr wieder Espiritu Santo, ohne daß jemand dießseits nur meine Abwesenheit geahnt hätte.

So war einige Zeit mit meinen nächtlichen Ausflügen vorübergegangen, als eines Morgens, da ich mich gerade zur Fischerei begeben wollte, eines jener alten Zauberweiber mir begegnete, die Sie bei unseren Arbeiten am Ufer bemerkt haben werden. Auch diese alte Thörin glaubte, sie habe die Macht die Haifische zu besprechen; sie hatte sich in der Nähe meiner Hütte niedergelassen und schien mich zu erwarten. Als ich nahe kam, sagte sie zu mir:

„Sei mir gegrüßt, mein Sohn José. Ich habe Dir was Wichtiges zu sagen und zwar in Deinem eigenen Interesse.“

Erstaunt fragte ich: „In meinem Interesse?“

„Gewiß, oder willst Du leugnen, daß Dein Herz in Espiritu Santo weilt? Leugnen, daß Du jede Nacht den Paß durchschwimmst, um die zu sehen, die Du liebst?“

„Wer sagt das?“

„Ich weiß es. Da aber dieses Unternehmen doppelt gefährvoll für Dich ist, weil die Haie, welche wir mittelst unseres Gesanges am Tage einschlafen, bei Nacht ungefesselt auf Beute herumschwärmen, auch am jenseitigen Strande noch weit gefährlichere Feinde auf Dich lauern, so wollte ich Dir gegen diese Gefahren meine Hilfe anbieten.“

Meine einzige Antwort war ein verächtliches Lächeln, worüber die alte Indianerin wüthend wurde und mit zornglühenden Augen schrie: „Da Du ein Ungläubiger bist und wähnst, daß ich ohne Macht sei, so gibt es Andere, die sie besser anerkennen!“

Bei diesen Worten hatte sie ein kleines Leinwandsäckchen aus der Tasche gezogen und zeigte mir unter mehreren kleinen Perlen eine ziemlich große von der Form eines Kürbises und herrlicher Farbe. Es war ein Geschenk, das ich Jesusta, meiner Geliebten, gemacht, und die Alte fragte höhnisch: „Kennst Du sie?“

„Wer hat sie Dir gegeben?“ schrie ich sie an

Einen Blick des Hasses auf mich werfend, sagte die Alte: „Du fragst, wer mir die Perle gegeben? Nun, ein junges Mädchen, das schönste an diesen Küsten; ein junges Mädchen, welches den Glanz und das Glück eines Menschen ausmacht, und das meine Hilfe ansprach, meine Hilfe, die Du verachtetest, die sie aber nachsuchte, um einen Mann zu erringen, den sie leidenschaftlich liebt!“

„Sein Name?“ schrie ich mit gewaltigem Herzklopfen.

„Paß, was geht das Dich an!“ — lachte höhnisch die alte Zauberin — „da Du doch nicht der bist, den sie liebt.“

Ich weiß freilich nicht, was mich damals zurückhielt, die Alte unter meinen Füßen zu zertreten. Doch nach kurzer Ueberlegung überwand ich meine Aufwallung, kehrte ihr den Rücken und sagte kalt: „Geh' nur, alte Närrin und Lügnerin!“ und ging dann selbst zur Fischerei.

Nach einem mir ewiglang dünkenden Tage, ging ich wieder wie gewöhnlich zu Jesusta und ihr Anblick und ganzes Benehmen ließen mir alle diese Anklagen wieder vergessen. Ich glaubte, die Alte hatte sich an mir für meine Verachtung ihrer Zauberkräfte rächen wollen und schickte mich an in meine Wohnung zurückzukehren. Dunkel und umwölkt war der Himmel, doch nicht so dunkel das Meer, daß ich nicht einen schwarzen Punkt erkannt hätte, der dem Schwimmen nach nur ein Mann sein konnte. Dieser Schwimmende kam von meinem Ufer her und plötzlich fuhren mir jene Worte der Alten durch den Kopf, welche sie zu mir gesprochen und eine schreckliche Bangigkeit befiel mich. Vor einem Feinde kannte ich keine Furcht, aber der Gedanke an einen Nebenbuhler war mir schrecklich. Ich mußte den Schwimmer kennen lernen, ließ mich — um nicht gesehen zu werden — still in die Wellen gleiten und beschloß, während er oben schwamm, ihn unter den Wogen des Meeres zu begleiten, um genau sein Thun zu beobachten. Das Blut stieg mir dabei so zu Kopfe, daß es mir unmöglich war, inmitten dieser Finsterniß etwas weiter als ein phosphorartiges Leuchten, Vorbote eines nahenden Gewitters, zu erkennen. Dennoch setzte ich meinen Weg gegen das Ufer von Espiritu Santo fort bis ich nach einigen Minuten wiederum den Kopf des Schwimmenden entdeckte, der mit einer Schnelligkeit durch die Wogen glitt, daß ich kaum zu folgen vermochte. Unter allen denen, die ich kannte, war nur einer, der mir

an Schnelligkeit gleich kam; ich verdoppelte meine Anstrengung und war auch bald ihm so nahe, daß ich etwas anhalten mußte. Endlich sah ich ihn den Felsen erreichen, sah, wie er hinaufstieg, und beim Scheine eines Blickstrahles, der das weite Meer und den Uferplatz erleuchtete, erkannte ich Rafael.

„Es könnte sein — dachte ich — daß wir auch in der Liebe zu Jesuſita, so wie sonst überall ebenfalls zusammentrafen.“ Dennoch fühlte ich, wie sich der bitterste Haß in meine Brust senkte und wie ich in Gedanken die Worte murmelte: „Rafael, möchten wir kein zweites Mal auf diese Weise zusammentreffen!“ und dennoch trafen wir in der Folge nochmals zusammen.

„Für diesmal ließ ich ihn weiter gehen, und folgte ihm genau mit meinen Blicken. Er ging den Weg, den ich gewöhnlich alle Tage machte, — klopfte leise an die Thür derselben Hütte, welche ich nur zu gut kannte, und trat endlich ein und verschwand. Da schien es mir einen Augenblick lang, als ob der Wind über den Meerespiegel zu mir das höhnische Lachen der alten Here mit den Worten trage: „Was geht's Dich an, da Du ja nicht der bist, den sie liebt?“ Ich wählte ihre dürren Arme am jenseitigen Ufer zu sehen, wie sie nach der Hütte Jesuſita's wiesen, und jetzt folgte ich mit dem Messer in der krampfhaften Faust der Spur meines Nebenbuhlers. Mit wenigen Sprüngen hatte ich die Thür erreicht, vernahm aber weiter nichts als leise Worte, ohne sie zu verstehen. Da ich den Entschluß faßte, meinen lästigen Nebenbuhler auf die Seite zu schaffen, wurde ich ruhiger und überlegte nun wie ich dies, ohne das Gesetz dabei zu übertreten, bewerkstelligen könne, und dazu fand ich nur einen Weg.

Der Gerichtshof hat einen Befehl erlassen, der allen Tauchern und Fischern anbefiehlt, die Spitzen ihrer Messer abzuschleifen und jeden mit der Todesstrafe bedroht, welcher in einem Streite seinem Feinde eine Stichwunde beibringt. Einige Zeit nach diesem Befehle wußte einer der Unsrigen, der mit einem Freunde Unannehmlichkeiten hatte, nichts Besseres zu thun, als diesem mit seinem Messer den Bauch aufzuschlitzen. Diese Geschichte machte viel Aufsehen, und obschon der eine so arm wie der andere war und beide nicht einmal das Stempelpapier bezahlen konnten, mußte dennoch der Alkade einschreiten. Er ließ den Mörder vor sich kommen, wies ihm als einzigen Beweis — da der Ermordete bereits begraben war — das Messer vor, und nachdem der Bando des Gerichtshofes verlesen worden, sagte der Alkade zu dem Angeklagten: „eine Formalität wäre nur noch zu beobachten, nämlich die, ihn zum Tode zu verurtheilen,“ da entgegnete dieser aber scharfsinnig: „daß jene Wunde, welche er dem Getödteten beigebracht, eine Schnitt- und keine Stichwunde sei, er also das Gesetz durchaus nicht verletzt habe.“ Von der Wahrheit dieser Worte betroffen, verwies ihm der Alkade seine Lebhaftigkeit und ließ ihn zu seinen gewöhnlichen Arbeiten zurückkehren; „denn — sagte er — ich kenne kein weiteres Gesetz als den Bando, der den mit dem Tode bestraft, welcher eine Wunde mit einem spitzigen Messer beibringt, nicht aber darüber etwas sagt, wenn solche mit einem Messer ohne Spitze beigebracht wird.“

Ich erinnerte mich recht gut dieser Geschichte, als ich mein Messer, das ich an der Stelle der Astaca am Gürtel trug, zog, und obgleich dasselbe sehr spitzig war, ging ich dennoch darauf aus, das Recht auf meiner Seite zu haben. Da entschloß ich mich, die Spitze abzubringen, stellte mich aber dabei so ungeschickt, daß ich die Klinge fast am Hefte abbrach und mir nichts als ein unbrauchbarer Stumpf blieb. Eine andere Waffe zur Vollführung meiner Rache hatte ich nicht, deshalb rannte ich zum Hafenplatz zurück, bestieg ein Boot, das gerade dalag, durchschiffte, da die Wuth mir Niesenkräfte verlieh, rasch den Kanal, holte von meinem Hause ein anderes Messer, und ohne daran zu denken, die Spitze abzubringen, steuerte ich rasch nach Espiritu santo zurück. Jetzt begann

sich ein heftiger Wind zu erheben und in der Dunkelheit erschienen die brechenden Wellen wie Feuergarben. Traurig wehte die Gariota über die Felsen hin, Seewölfe heulten in der Finsterniß, von Zeit zu Zeit vermischt mit den melancholischen und jammernenden Lauten Mauati, in die das Heulen des Windes wie leises Klagegeschrei mit einstimmt. Plötzlich aber erreichte ein anderer Laut, der mir aus dem Meere zu kommen schien, mein Ohr. So aufmerksam ich auch hinhorchte, trieb ein Windstoß rasch alle diese Töne des Meeres hinweg, und schon glaubte ich mich geirrt zu haben, als sich derselbe zum zweitenmale, und gerade in der Richtung gegen mich, deutlich hören ließ. Dießmal war der Ton nicht zu verkennen, denn es war ein Schrei der höchsten Angst, der durchschneidende Ruf eines menschlichen Wesens in der höchsten Noth, und da die Stimme von Espiritu Santo kam, so vermuthete ich natürlich, es müsse Rafael sein, der um Hilfe rief. Um mich von meiner Vermuthung zu überzeugen, stellte ich mich aufrecht in meinem Boote, schaute jedoch vergeblich in die Dunkelheit der Nacht, weil ich auf dem dunklen Wellenspiegel nichts zu erkennen vermochte. Plötzlich hörte ich von Neuem rufen und vernahm diesmal deutlich: „Oh! ein Boot. Um Gotteswillen! he!“ Es war die Stimme Rafaels!

Plötzlich unterbrach sich José selbst und frug mich, unruhig umherblickend: „Hören Sie keinen Seufzer?“

Ich verneinte, denn außer dem Wellenschlage der Brandung, dem Rufe des Austerfängers, dem Flügelschlage eines Vogels, der von dem Felsengipfel nächst der Hütte aufflog, war nichts zu hören.

„Ich habe geglaubt einen Seufzer aus dem Innern meiner Hütte zu hören — nahm der Taucher wieder das Wort. — Ha, Signor! Sie werden die Blässe wohl bemerkt haben, die das Antlitz Jesuista's bedeckte — denn von ihr ist hier die Rede — als Sie früher erwähnten, was ich Ihnen eben mittheile. Trotz aller Versicherungen Jesuista's habe ich meinen Verdacht wegen Rafael nie zu beseitigen vermocht.“

José seufzte schwer auf und fuhr dann fort: „Man kann einem Feinde bald den Tod schwören und gegen ihn leicht eine gerechte Ursache tödtlichen Hasses haben. Wenn aber in einer finstern Nacht wie diese dessen Stimme aus der Tiefe des Meeres, wo eine Bevölkerung von Ungeheuern haust, heraufstönt, und wenn diese Stimme die eines beherzten Mannes ist, welche in Todesängsten zittert, so liegt in einer solchen bangen Klage eine geheime Gewalt, wobei sich das Herz im Leibe umkehrt. Ich erbebe!“

José senkte nach diesen Worten wie ein Verbrecher, der seine Schuld bekennt und darüber erröthet, die Augen; dann aber nahmen seine Gesichtszüge den Ausdruck gräßlicher Wildheit an, den sie bis zum Schluß der Erzählung behielten. Er fuhr fort: „Ich hörte die Wogen mit aller Gewalt schlagen und ruderte rasch nach dieser Stelle. Bald bemerkte ich weißen Schaum, der in die Höhe spritzte und inmitten dieses Regens Rafael, welcher von den Wellen umhergeworfen wurde. Doch anstatt mit aller Kraft eines Schwimmers rasch meinem Boote zuzuschwimmen, blieb er zu meinem Staunen unbeweglich am Platze, woran, wie ich sogleich bemerkte, ein phosphorartiges Licht Schuld war, das nicht weit von ihm entfernt, langsam unter Wasser auf ihn zukam.“

„Was war's?“

„Eine Lintorera, und zwar eine von den größten!“

„Ihr warft Euch sogleich in's Wasser, um Euren Nebenbuhler zu retten?“

„O nein, noch nicht — erwiederte der Taucher mit einem Lächeln — das wäre zu früh gewesen. Ein Rudererschlag brachte mich ihm näher, und er stieß einen Schrei aus, als er mich erkannte, denn sprechen konnte er nicht, so sehr hatten Angst und Ermüdung ihn ergriffen. Mit der letzten Anstrengung warf er seine Hände auf den Rand meines Bootes und seine Arme vermochten kaum noch das Gewicht seines Körpers zu erhalten.“

Seine durch den Schreck verglasten Augen blickten mich dann mit einem eigenen Ausdrücke an, worauf ich seine Hände ergriff, und diese fest an die Seite meines Bootes drückte. Während dessen war die Tintorera immer näher und näher gekommen und ein Augenblick, ein einziger Augenblick entschied! — Rafael's Weine blieben unbeweglich, ein schrecklicher Schrei durchschnitt die dunkle Nacht, seine Augen schlossen sich, seine Hände erschlafften und der obere Theil des Körpers fiel in's Meer; der Haißfisch hatte ihn zerbitzen!

„Ohne daß Ihr ihn retten konntet?“

„Zum Teufel! Es ist vielleicht möglich, daß ich ihm in diesem Falle nicht die Hilfe angebeihen ließ, welche er von einem andern, als mir hätte erwarten können; doch das begreift sich.“

„Die Hand auf's Herz!“

„Vielleicht, daß ich ihm in meiner Aufregung die Hände zu sehr zusammengedrückt hatte.“

„Ohne böse Absicht?“

„Je nun — erwiederte der Laucher mit schneidender Stimme, wobei er knirschend die Zähne zusammenbiß — ich glaube, daß ich ihn abhielt, das Boot zu besteigen.“

„Und habt ihr Euch das nie vorgeworfen?“

José, welcher während einiger Minuten eine Cigarre rollte, schien sehr erstaunt über diese Frage, sein Gesicht zuckte wie von Blitzen und er entgegnete: „Caramba! Der Alkade hatte kein Recht mich zu strafen, denn der Bando sagt nichts von einer Tintorera, also . . . doch, hören Sie weiter! In demselben Augenblicke, wo Rafael unter dem Wasser verschwand, stürzte ich mich selbst hinein.“

Verwundert über diese Sonderbarkeit, starrte ich fragend José an.

Dieser fuhr fort: „Ich hatte tausend Gründe so zu handeln. Obschon diese Tintorera mich eines Nebenbuhlers entledigt hatte, der mir sehr verhaßt geworden war, so ärgerte es mich dennoch, mit welcher Impertinenz sie den armen Rafael zerbiß; mein Ehrgefühl als Laucher wurde dadurch verletzt, denn Sie dürfen nicht vergessen, daß ich einer der Capataz bin. Dann war noch zu bedenken, daß der Hai, welcher einmal Menschenfleisch gekostet hat, ein sehr gefährlicher Feind wird; außerdem bedachte ich auch, daß wenn ich diese Tintorera erlegte, weder das Gericht, noch der Alkade Rechenschaft über meinen Freund verlangen konnten. Kennen Sie die Sitten dieser Haie?“

Ich verneinte bescheiden diese Frage.

„Nun nichts versteht die Tintorera — nicht die gewöhnlichen Haißfische — in größere Wuth, als eine Gewitternacht, ähnlich jener, wo ich meinen Nebenbuhler sterben sah. Eine klebrige Masse, welche aus mehreren Oeffnungen aus der Schnauze des Haißfisches herausströmt, verbreitet sich auf der ganzen Haut und macht ihn dann erglühen wie eine Feuerfliege, besonders aber, wenn der Donner rollt; je dunkler die Nacht ist, desto feuriger glüht die Tintorera. Zum guten Glück sehen dann diese Ungeheuer sehr schlecht und ein ruhiger Schwimmer hat das vor ihnen voraus, daß er sie sieht ohne gesehen zu werden; dazu kommt noch, daß sie sich auf den Rücken legen müssen, wenn sie Jemanden fassen wollen und Sie werden daher leicht begreifen, daß ein beherzter und gewandter Schwimmer viele Vortheile über sie hat.“

Ich tauchte nicht sehr tief unter; einmal um mich nicht zu sehr zu ermüden und um überhaupt einen freien Blick sowohl über, unter, als neben und um mich besser werfen zu können. Ober mir schlugen die Meereswogen brausend aneinander und wie des Donners Rollen tönte der Lärmen; Feuerstrahlen umzuckten mich wie Blitze in jeder Richtung, als befände ich mich in einer schauerigen Gewitternacht am Lande, während doch in meiner Nähe alles ruhig war und nur die laue See mit meinem Körper spielte.

Zufällig berührten meine Kniee einen schwarzen Körper unter mir und — ich erkannte die Ueberreste Kafael's! Man hätte bald glauben sollen, wir müßten uns ewig begegnen.

Ich vermuthete übrigens richtig, daß das gesuchte Thier nicht sehr entfernt sein könne und bemerkte auch bald eine immer größer und größer werdende Feuermasse. Die Tintorera und ich befanden uns in gleicher Wassertiefe, sie fing jedoch schon an in die Höhe zu schwimmen und es schien, als ob sie mich witterte. Ich wollte der Tintorera nicht den Vortheil gönnen über mich zu kommen, denn alsdann hätte sie nicht nöthig gehabt sich auf den Rücken zu legen, um mir das Loos Kafael's zu bereiten. — Ich zählte jedoch auf den Zeitpunkt, wo sie sich anschicken würde, dieses Manöver zu machen. Die Tintorera schwamm schräg auf mich zu und zwar mit einer solchen Schnelligkeit, daß ich mich in einem Augenblick so nahe bei ihr befand, daß ich an ihre bräunlichen Kiefern anstriefte und bei dem klaren Phosphorschein ihres Leibes das Häutchen erkannte, das ihre Augen zur Hälfte bedeckt. Ich sah graulich-blaue Fleischmassen, welche sie mit wohlküstigem Behagen in ihrem Rachen zermalmt und diesen öfter auf und zu klappte, als mein Kopf sich in gerader Linie mit ihr befand und ihr trüber gläserner Blick mich traf, so daß ich sogar ihren Athem einsog. Ich schwamm in der Richtung etwas parallel, aber etwas höher als sie, und gerade in demselben Augenblicke als ich ihren silbernen Leib erglänzen sah, sie die Wendung machte und ihren gräßlichen Rachen öffnete, der wie eine Scheere aufgesperrt, eine lange Reihe scharfer Zähne wies, welche in dichten Reihen starteten, in diesem Augenblicke stieß ich das für Kafael bestimmte Messer in ihren Leib und zwar so tief als mein Arm reichte. Aus der klaffenden Wunde spritzte sogleich ein Blutstrom von der Dicke eines Armes, und die Tintorera, zum Tode verwundet, stieß einen schauerhaften Schrei aus und schlug zweimal in Todeszuckungen mit dem Schwanz die Wogen, daß diese zu kochen schienen, wobei ich glücklicher Weise nicht getroffen wurde. Eine Minute lang blieb ich unbeweglich und blind von dem blutigen Regen, der meinen Körper bedeckte, als ich aber gleich darauf die schwimmende Leiche meines furchtbaren Feindes erblickte, in dessen klaffender Wunde die See spielte, stieß ich ein Triumphgeschrei aus, das trotz dem Losen des Sturmes auf beiden Inseln gehört wurde.

Schon brach der Morgen an, als ich erschöpft das Ufer erreichte. Die Fischer zogen zu derselben Zeit ihre Netze ein und fanden darin den Körper der Tintorera und die Ueberreste Kafael's. Niemand hegte darüber einen Zweifel, daß ich meinen Freund hätte retten wollen und ich ließ den Leuten ihr Entzücken über meine Aufopferung. Nur ein einziges Weib bezweifelte die Wahrheit und Sie haben sie erbleichen sehen bei der Erinnerung an jene Nacht. War das vielleicht der Schmerz über Kafael's Tod? oder der Gedanke an die Gefahr, die ich bestand? Und dies ist es, was ich mir nicht erklären kann und was mir keine Ruhe läßt. Hiermit kennen Sie allein, Signor, die Einzelheiten meiner Geschichte und werden darüber schweigen."

Ich bejahte dies. Bei Tagesanbruch nahm ich Abschied von meinem Wirth und begab mich an Bord.

„Nun Sir“ — sagte der Steuermann — werden Sie jetzt erstaunen, wenn man wieder einmal von José spricht? Was denken Sie von ihm?“

„Daß er ein sehr treuer Freund ist!“ — warf ich hin.